

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

9.1.1927 (No. 2)

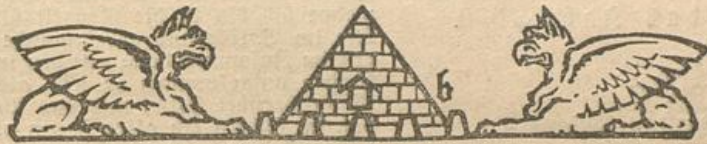
Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 2



9. Jan. 1927

Erich Stürzenacker / Die mittelalterlichen Stadtbesestigungen Ettlingens.

Ettlingen ist eine der allerältesten Städte in Baden. Schon sehr früh erwarb es sich durch seine Lage am Knotenpunkt zweier wichtiger Handelsstraßen im wirtschaftlichen Leben eine gewisse Bedeutung. Ueber den Namen der Stadt selbst und seine Entstehung ist man sich noch im unklaren. Die Endung „ingen“ scheint darauf hinzuweisen, daß wir es hier mit einem Ortsnamen zu tun haben, der, wie die meisten gleichendenden Namen auf ein fränkisches Geschlecht zurückgeht. Dem gegenüber hat eine andere Erklärung, die den Namen auf das keltische Wort *Al* = Wasser zurückführt, sehr viel Wahrscheinlichkeit. Es ist erwiesen, daß in sehr frühen Zeiten, die sich nicht mehr genau bestimmen lassen, ein Arm des Rheins an dieser Stelle bis an die Ausläufer des Gebirges heranzog. Somit dürfte die Stadt am Wasser, was der keltische Name bedeutet, in vormittelalterlicher Zeit nicht nur Handelsplatz, sondern auch Hafensplatz gewesen sein. Es ist wahrscheinlich, daß dies noch in der Römerzeit der Fall war; dafür spricht der Fund des von der römischen Schiffergesellschaft gestifteten Neptunsteins (1480).

Die Grundsteine zu Ettlingens Bedeutung als Handelsplatz scheinen also die Römer gelegt zu haben. Die Völkerwanderung hat zweifellos die Entwicklung Ettlingens unterbrochen, und nur spärliche Römerfunde geben Zeugnis von einer verschollenen Ansiedelung, über deren Art und Umfang sich auch heute nichts Bestimmtes sagen läßt. Viel umstritten ist die Frage, ob ein Kastell jenem Handelsplatz auch eine militärische Bedeutung gab. Die Möglichkeit ist nicht ganz von der Hand zu weisen, doch werden wohl die Ueberlieferungen des Volksmundes der wesentlichste Bestandteil dieser Annahme sein. Ueberreste eines Kastells haben sich nirgends gefunden.

Zwei Umstände können immerhin so gedeutet werden, daß ein Kastell tatsächlich vorhanden war. Die auf dem Südufer der *Alb* gelegene Altstadt Ettlingens trägt nämlich das Gepräge einer derartigen Anlage, wenn man annimmt, wofür auch der zweite Umstand spricht, daß das Kastell an der Stelle des jetzigen Schlosses gelegen haben soll. Danach hätte der eigentliche Handelsplatz, später Marktplatz, zwischen dem Kastell und dem schiffbaren Flußlauf gelegen. Diese Lage ist im allgemeinen für Römergründungen kennzeichnend. Der nächste Umstand ist der, daß der alte Schloßsturm unterkellert und der Keller durch ein Tonnengewölbe überdeckt ist. Ein römischer Wasserturm kann wohl an dieser Stelle infolge der Nähe der Römerstraße vermutet werden. Immerhin sind aber diese Anzeichen so, daß sie auch ebensogut Zufälle sein können. Ein sicherer Schluß ist also auf keinen Fall zu ziehen.

Für die Zeit, die zwischen dem Aufhören der Römerherrschaft und dem Beginn eines geordneten öffentlichen Lebens verstrich, daß 75 in der Hauptstadt noch heute in der auf klösterlicher Ordnung beruhenden Registrierung geistlicher Besitztümer kundtut, sind wir auch über Ettlingen ohne jede Nachricht. Eine besondere Bedeutung scheint die Stadt auch bis in das Mittelalter hinein nicht erlangt zu haben. Von 780, dem Jahre, wo wir es zum erstenmal erwähnt finden, bis 1234 hatte das Kloster Weissenburg im Elsaß große Besitzungen, Gerichtsbarkeit und Patronatsrecht, bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts das Patronatsrecht an die badischen Markgrafen und von da an das Kloster Lichtental überging. Der erste Besitz des Klosters Weissenburg scheint aus dem Jahre 788 zu stammen und umfaßte zunächst nur eine Hufe, über deren Umfang wir nichts Genaueres wissen. Ettlingen war damals

noch ein sehr unbedeutendes Dorf, denn als Hauptort des Uffganes, des Landes zwischen Dos und Pfalz, wird in den alten Verzeichnissen immer das Dorf Forchheim erwähnt. Das Klostergut in Ettlingen hat sich hauptsächlich durch Schenkungen im Lauf der Jahrhunderte erweitert, so daß hierdurch ein großer Einfluß des Klosters im öffentlichen Leben gesichert war. Das Wachsen des Klosterbesitzes führte unter Otto dem Großen zur Erhebung zur Stadt und Verleihung des Marktrechts.

Der Anfall Ettlingens an die Mark Baden vollzog sich im Jahr 1234. König Otto IV. hatte seine Nichte Irmengard an den Markgrafen Hermann V. von Baden verheiratet. Nach dem Tode ihres Vaters fiel ein Teil des Herzogtums Braunschweig durch Erbschaft dem Markgrafen zu Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen bot dem Markgrafen zum Tausch für dieses braunschweigische Besitztum die Stadt Durlach als Eigengut und neben anderem Ettlingen als Lehen. Durch diesen Besitzwechsel vollzog sich auch der Wechsel in der Ausübung des Patronatsrechts, und ein großer Teil der Ettlinger Einkünfte wurde gleichzeitig dem von Irmengard gegründeten Kloster Lichtental zugewiesen.

Als badisches Lehen begann die Bedeutung Ettlingens sich sehr zu heben. Der Glanz der Hohenstaufenzeit, die allerorts einsetzende Regsamkeit des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens förderte auch die Entwicklung Ettlingens bedeutend.

Ihren äußerlichen Ausdruck findet diese Entwicklung in der Anlage der ersten Befestigungen, die zwischen 1234 und 1276 erstellt werden. Als *civitas* fiel Ettlingen an Baden, und 1276 wird es als *oppidum* (befestigte Stadt) zum erstenmal erwähnt. Eine andere Nachricht über jene erste Befestigung haben wir nicht. Immerhin wird wohl anzunehmen sein, wie aus der bis in die Neuzeit erhalten gebliebenen Befestigung hervorgeht, daß wir es zunächst nur mit einer Umwallung der Stadt zu tun haben. Spätere Pläne Ettlingens zeigen nämlich, daß die Altstadt nicht von dem üblichen einfachen Wassergraben umgeben war, wir haben vielmehr einen äußeren Graben, anschließend einen Wall, der in späteren Plänen als „*lausse braie*“ bezeichnet wird, dahinter einen zweiten Wassergraben und hinter diesem endlich die eigentliche, noch an vielen Stellen sichtbare Stadtmauer. Der äußere Graben hieß der *Schneller* und deckt sich streckenweise mit der Kastatter Straße nördlich der Bahn und dem Bahndörper der *Albtalbahn*. Der innere Graben war unter dem Namen *Zwingel* bekannt. Die Erstellung des gemauerten Beringes fällt aber zweifellos in ein späteres Jahrhundert als die erste Stadtumwallung. Ettlingen ist bis dahin immer noch nur das kleine Gemeinwesen auf dem Südufer der *Alb*.

In den folgenden Jahrzehnten wirkt sich die steigende Bedeutung Ettlingens nicht nur in dieser Befestigungsanlage aus, es findet vielmehr auch eine Erweiterung des Gemeinwesens statt, die zur Anlage eines neuen Stadtteils auf dem Nordufer der *Alb* wird. Im Jahr 1363 wird zum erstenmal zwischen alter und neuer Stadt in den Ueberlieferungen unterschieden. Ein Blick auf die Pläne der beiden Stadtteile läßt deutlich den Altersunterschied erkennen: Auf dem Südufer im wesentlichen eine Straßenkreuzung, um die sich zunächst einige Häuser, dann auch Gassen scharen, die sich im Lauf der Jahrhunderte zu einem Ortsgebilde zusammenschließen; das Ganze ohne Planung, regellos, ein gewachsenes Stadtbild, wie der Fachausdruck lautet. Dieses Gebilde wird von einem, seiner zufälligen Form folgenden Wallgürtel um-

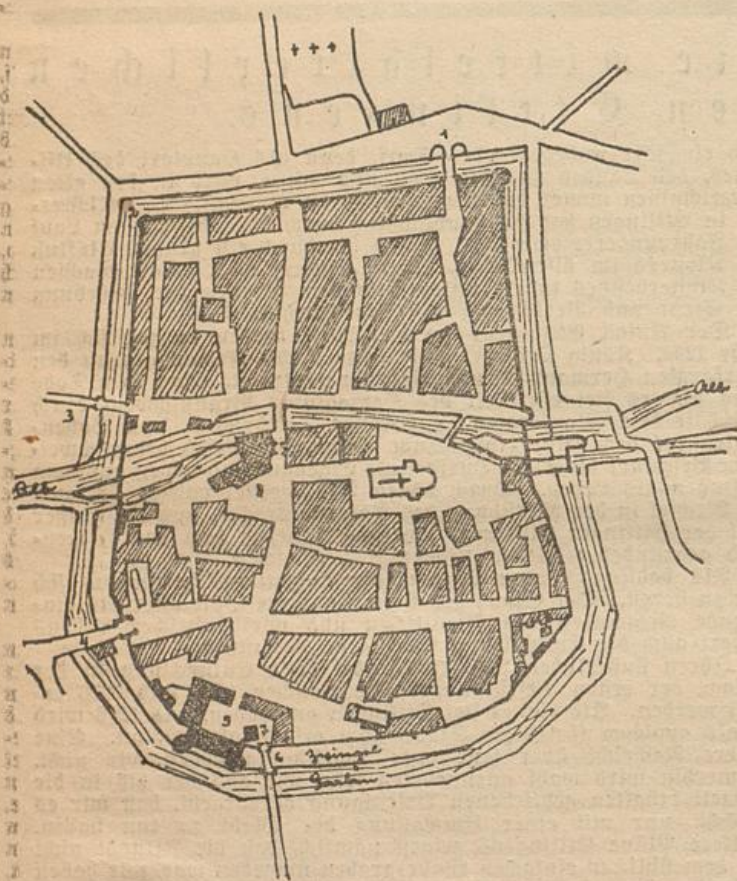
schlossen, der sogar den Zug der Hauptverkehrsstraßen am Ostausgang der alten Stadt jäh unterbrach. Die nach Schöllbronn führende Landstraße, die am Fuße des Gebirges auch einen Weg nach Pforzheim abzweigte, führte in ältester Zeit mit Bestimmtheit in die Verlängerung der heutigen Leopoldstraße nach Osten, wie dies heute wieder die Schöllbrunnerstraße tut. Diesen Verkehrswege unterbrach die Umwallung etwa an der Stelle, wo heute die Nordwestecke des Stadtparkes liegt. Der ostwestliche Verkehr mußte in der Folge um den späteren Schlossgarten herum durch das noch heute vorhandene Schloßtor und zuletzt durch das Badener Tor seinen Weg in die Stadt suchen.

Ganz anders ist die Anlage der neuen Stadt; wir sehen bewußte Planung und eine städtebauliche, durch Befestigungstechnische Überlegung gezeitigte Idee: einem schwach trapezförmigen Befestigungssystem, das aus Graben und Ringmauer besteht, folgt in regelmäßigen, stets gleichbleibenden Abstand ein Straßenzug, der noch heute da ist: Lauergasse, Seminargasse und Sternengasse. Alle übrigen Straßen laufen von Süden nach Norden.

So war ein System geschaffen, das im Ernstfall eine bedeutend erhöhte Alarmfähigkeit und Uebersichtlichkeit der Verteidigung gewährleistete, die der Südstadt unter allen Umständen mangelte. Die Nordstadt war somit eine für jene Zeit durchaus moderne Befestigungsanlage.

Skizze Ettlingens um das Jahr 1650.
(Parzellierung.)

- | | |
|--------------------|----------------------|
| 1. Pforzheimer Tor | 5. Schloß |
| 2. Lauerturm | 6. Schloßtor |
| 3. Rüppurrer Tor | 7. Hoher Turm |
| 4. Badener Tor | 8. Markt mit Rathaus |



So hat Ettlingen in der Mark Baden eine hervorragende Bedeutung erlangt, die sich auch darin zu erkennen gibt, daß die Stadt in der Folge sehr oft als Verhandlungsort bei Streitigkeiten auftritt, und auch darin, daß zeitweilig der Markgraf hier residierte.

Wir müssen annehmen, daß gleichzeitig mit der Stadterweiterung auf dem Südufer das Schloß entstanden ist, denn im Jahre 1658 wird zum erstenmal ein markgräflicher Beamter, ein Edelknecht, erwähnt; dieser wird wohl in einem für Regierungszwecke geschaffenen Gebäude gewohnt haben. Auch Amtshandlungen des Markgrafen lassen den Schluß auf das Vorhandensein eines herrschaftlichen Gebäudes zu, das allerdings erst 1412 erstmals erwähnt wird.

Die Gründe für die Erstellung eines Schlosses, das zweifellos, wie bis in die Neuzeit hinein, die Form einer Wasserburg hatte, sind in denselben Umständen zu suchen, die zur Erstellung und Befestigung der Nordstadt führten, der wachsenden Bedeutung Ettlingens. Dann aber mag auch für die Anlage der Burg auf dem Südufer die Schwäche der Befestigung Ettlingens an dieser Stelle, gegenüber der starken Bewehrung der Nordstadt ausschlaggebend gewesen sein. Es mußte hier ein Ausgleich durch Schaffung eines starken Bollwerkes geschaffen werden.

Die exponierteste Stelle des südlichen Beringes war sicher das am Eintritt der südöstlichen Heerstraße in die Stadt gelegene

Schloßtor. In seiner unmittelbaren Nähe wurde demzufolge der Kern der neuen Befestigung, der in jenen alten Burgen übliche Berchfrid erstellt. Ob dies auf den Fundamentresten eines alten römischen Wachturmes geschah, ist zweifelhaft.

Außer diesen Umständen, die die Entstehung des Turmes in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich machen, lassen auch bauliche Merkmale einen Schluß auf dasselbe Alter zu: der Berchfrid steht nicht mehr mit seiner Breitseite, sondern mit einer Ecke gegen die Angriffsrichtung nach Südwesten. Dieser Umstand macht es unwahrscheinlich, daß er vor 1300 entstanden ist.

Denselben Schluß legt die Form des Zugangstürchens, das 8 Meter über dem Erdboden liegt, nahe. Es ist durch einen einfachen Spitzbogen abgedeckt, ist im Scheitel gemessen 1,70 Meter hoch und 82 Zentimeter breit, gerade groß genug, um einen Mann eintreten zu lassen. Im großen und ganzen unterscheidet der Turm sich nicht wesentlich von anderen Berchfriden. Daß er unterkellert war, wurde schon erwähnt. Das Verließ war 8 Meter hoch und nach oben mit einem Gewölbe abgeschlossen, das im Anstich 70 Zentimeter mißt. Ueber dem Verließ lagen drei Stockwerke von je etwa 4 Meter Höhe, und das Ganze wurde gekrönt durch die zinnenumkränzte, von einem Zeltdach gedeckte Wehrplatte. So wird der Turm eine Höhe von etwa 25 Meter gehabt haben, die zu seiner Bezeichnung „Hoher Turm“ führte, welche sich bis in die Neuzeit hinein in den Akten erhalten hat. Die im Volksmund gebräuchliche Bezeichnung Römerturm scheint erst im Zusammenhang mit den in neuester Zeit gemachten Römerrunden aufgefunden zu sein, als er sein friedliches Dasein schon längst beendet hatte, und das Volk nur vom Hörensagen wußte, daß im Schloß ein alter Turm eingemauert war, von dessen Vergangenheit und Zweckbestimmung man nur unklare Vorstellungen hatte. Wahrscheinlich brachte man die ungewissen Ueberlieferungen mit jenen Funden in ursächlichen Zusammenhang, eine Kombination, die ganz der einfachen Phantasie des Volkes entsprach. „Der Hohe Turm“ war zweifellos die eindeutigste Bezeichnung für dieses Bauwerk, denn er überragte, wie wir aus alten Ansichten erkennen, alle Gebäude seiner Umgebung, auf weite Strecken ein Symbol der herrschaftlichen Gewalt. Er hat alle Fehden und Kriege, die im Lauf der Jahrhunderte über Ettlingen dahingerauhten, überdauert; sie alle haben seinen starken Mauern nichts anhaben können, und auch der Brand am 15. August 1689 und die damalige Zerstörung der ganzen Stadt hat nur an sein Holzwerk gerührt. Erst in der Neuzeit, bei Gelegenheit des Umbaus durch die Markgräfin Augusta Sibilla, beendeten formale Rücksichten sein nunmehr zweckloses Dasein.

Das ganze Mittelalter hindurch hatte die Stadt auf dem Hohen Turm einen Wächter zu unterhalten, der als Entschädigung einen jährlichen Gehalt von 30 Gulden und die Nutzung des im Schlossgarten liegenden, einen Morgen umfassenden Turmackers hatte. Nach der Zerstörung Ettlingens wurde die Turmwache in eine Schloßwache, und diese wieder in eine Bürgerwache umgewandelt.

Ueber die Form jener ersten Burg läßt sich nicht viel Bestimmtes ermitteln. Sicher ist, daß sie eine Wasserburg war, und daß das ganze Burggelände bedeutend kleiner war als das des heutigen Schlosses.

Abgesehen davon, daß dies altentworfene nachweisbar ist, scheint mir ein Zeichen für die Form jener Burg die im westlichen Schloßhof noch heute sichtbare, etwa 1 Meter hohe Mauer zu sein. Ihre frühere Entstehung gegenüber den sonstigen Mauern geht aus ihrer Technik — Findlingsmauerwerk — hervor.

Daß die ganze Stadtmauer, sowohl auf dem Nord-, wie auf dem Südufer gleichzeitig entstanden ist, dafür spricht die überall einheitliche Mauertechnik. Treppen, die zum Wehrgang führten, sind noch heute vorhanden an zwei Stellen, wo sie jetzt als Wohnungstreppe benutzt werden, nämlich am Badener Tor und am Rüppurrer Tor, gegenüber dem früheren Schlachthaus.

Schwache Punkte der Befestigung blieben die Stellen des Eintritts und Austritts der Alb. Es waren hier infolgedessen besondere Befestigungsanlagen über die Stadtmauer basenartig vorgezogen, nämlich im Osten am Einfluß der Alb die Gans, die uns noch bildlich überliefert ist, und im Westen der Schwarze Georg, über den wir nichts Genaueres mehr wissen. Bei der Gans war der Fluglauf durch zwei Gatter abgesperrt und die Befestigung durch einen Turm verstärkt, welcher beim Schwarzen Georg saß.

An Toren besaß die Stadt das Rüppurrer, Pforzheimer, Schloß- und Badener Tor. Am stärksten befestigt war das Pforzheimer Tor mit zwei Türmen. Das Badener Tor hatte einen Turm, die übrigen Tore keinen. Außerdem waren noch zwei Türme auf der Nordseite, an der Nordwest- und Nordostecke.

Heute ist von diesen Befestigungsanlagen noch vorhanden: der Lauerturm an der Nordostecke der Stadt, die Stadtmauer an vielen Stellen, allerdings ohne die früher vorhandene Ueberdachung. Die Zinnen sind an einzelnen Stellen noch zu sehen. Die Gräben sind zugeschüttet und umziehen heute als breite Straßen oder Alleen die Stadt. Der schon erwähnte Schneller hat in neuester Zeit den Namen Bärengraben erhalten und folgt vom Erbprinzen bis zum Holzhof ungefähr dem Bahnkörper.

Wenn so Ettlingen auch nicht mehr ein einheitliches mittelalterliches Stadtbild darstellt, wie das bei Rothenburg a. T. und Dinkelsbühl z. B. der Fall ist, so findet sich im Stadtkern doch noch sehr viel Mittelalter, und es lassen sich die Gedanken und das Leben vergangener Geschlechter innerhalb der alten Mauern noch gut und für den Freund solcher Studien reizvoll erleben.

Gottlieb Graef / Chernaliger Landstraßenverkehr.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Lenau

Bis zu der Zeit, da unser Land von Schienensträngen durchquert wurde und seine Täler vom schrillen Pfiff der Lokomotive widerhallten, boten die Landstädtchen das Bild eines gemächlichen, behäbigen Kleinlebens. Damals herrschten bei dem begrenzten, großenteils nur unter den Einwohnern und mit den Nachbarorten sich vollziehenden Handel und Verkehr teilweise noch patriarchalische Verhältnisse, die im Gegensatz zu dem heutigen Hasten und Getriebe eines poetischen Reizes nicht entbehrten. Jeder drehte sich in seinem engen Kreise, aus dem herauszutreten fast als eine Vermessenheit galt. Von den Städten der Erde hatte für die Einwohner meiner Heimat nächst Heilbronn, Heidelberg, Mannheim und Würzburg noch die Residenz am Landaraben einige Bedeutung, von deren Existenz die am Ortsausgang vragende Tafel mit der Aufschrift „Adelsheim, Stadt, Unter-Rheinkreis, bis Karlsruhe 26 Stund“ den unternehmenderen Reisenden Kunde gab. Von weitergehenden Reisezielen spürte man kaum einen Hauch. Die Welt war geruhiger, genügsamer und besinnlicher als heute. Es war das Zeitalter, da am Ort noch Nagelschmiede, Leineweber, Seifensieder, Knopfmacher, Gutmacher, Kappenschneider, Kammacher, Weißgerber, Färber, Bierbrauer, Essigsieder und andere Handlungen, die längst dem Untergang verfallen sind, ihr gutes Auskommen fanden. Die Landstraße war der einzige Kulturfad, der Städte und Dörfer unmittelbar miteinander verband. Auf ihr wanderte mancher bestaubte oder regen durchtränkte Bruder Straubinger mit dem Felleisen auf dem Rücken und freute sich seiner goldenen Freiheit, wenn er auch nicht gerade wie jener Wandergenosse stundenlang im heißen Sonnenbrand neben der Postkutsche herlief, um deren Schatten zu profitieren. Da nur die Muskelkraft von Mensch und Tier den Verkehr der Personen und Güter zu bewirken vermochte, war ständig viel Fuhrwerk unterwegs. Noch gab es keine die schöne Gotteswelt durchrasende Kilometerpresser. Die Kutscher und Fuhrleute, und mit diesen auch die Wirte und die Hausknechte hatten gute Tage, und alle Erscheinungen des Lebens spielten sich in romantischer Behaglichkeit und Gemütlichkeit auf einer breiteren Grundlage ab. Das damalige idyllische Dasein der heute ausgestorbenen Spezies Hausknechte hat Ludwig Eichrodt in den köstlichen Strophen festgehalten:

Wir sind die Hausknecht wir,
Wir können nichts dafür,
Wir kommen z'recht;
Leben in Saug und Braug;
Wer nicht gehört in's Haus,
Den schmeißen wir hinaus,
Wir, die Hausknecht!
Fuhrleut' sind unsre Freund,
Wenn die Laterne scheint
Durch d'Mitternacht;
Messer besitzen wir,
Sattelsgaul sitzen wir,
Uhren stibichen wir,
Alle Hausknecht!
Langeweil' haben wir,
Alleweil' zahlen wir,
Was wir verzecht;
Ulmersköp' rauchen wir,
Handgelenk verstauchen wir,
Hui Hau Hausknecht.

Heute hat der Hausknecht sein ursprünglich habit, weißer Schurz und rötlichbraune fezzartige Mützkappe mit seitlich herabhängender schwarzer Quaste, mit einer erotischen Uniform nach englisch-amerikanischem Schnitt mit Goldstreifen und vielen blanken Knöpfen vertauscht, in der er als maskierter „Hausdiener“ oder „Hoteldiener“ eher für einen Offizier der Heilsarmee denn für einen ehrlichen deutschen Hausknecht gehalten werden kann.

Das Hauptereignis des Tages war jeweils, wenn um die Mittagsstunde der mit vier Pferden bespannte schwerfällige Postwagen, der den Weltverkehr zwischen Würzburg und Heidelberg zu vermitteln hatte und den verwegenen Namen Gilwagen oder Diligence führte, unter den Klängen des Posthorns die Hauptstraße hereinrumpelte. Auf hohem Sitz thronte der Postkutscher, dessen weißhin leuchtende schwefelgelbe Uniform mit roten Aufschlägen uns Kindern als das Non plus ultra einer Galakleidung erschien. Neben ihm saß ernst und feierlich der langbärtige Kondukteur Hammel, mit derselben Würde, in der sich jener Quartaner den großen Karthagerfeldherrn gedacht haben mag, als er die Stelle Hannibal summa diligentia contra Romam profectus est übersehte. Hannibal reiste oben auf der Diligence nach Rom. Da öffneten sich allenthalben die Fenster, und neugierige Augen musterten die Insassen, die, je nach der Eleganz ihres Aeußeren, größeres oder geringeres Interesse erweckten, mehr als dies heutzutage ein Blickzug oder ein fürstlicher Hofzug vermag. Entdeckte man darin gar eine Schleierdame, so gab das den Nachbarinnen und Gevatterinnen wertvolle Anregung zu längerem Gedankenaustausch. An der Post bei der Kreuzgasse entledigte sich die umfangreiche Straßenschaluppe eines Teils ihres lebendigen und toten Inhalts, um dafür neue Reisende und Ver-

kehrstücke aufzunehmen. Es war immer eine kleine Sensation, wenn sie dann und wann auch einmal einen wirklichen leibhaftigen Fremden im Städtlein absetzte. Zuweilen war die Zahl der Reisenden jedoch so groß, daß das geräumige Fahrzeug nicht ausreichte und sich die Heinerworte erfüllten:

War dann die Diligence leider beiekt,
Kam man in die offene Reichhalt.

Solcher Reichhalt gab es bei gesteigertem Verkehr oft mehrere; sie waren umso beliebter, mit je weniger Reisegefährten man sich in sie zu teilen hatte.*)

Die Klänge des Posthorns sind in jenen Gründen verhallt, und es ist damit ein schönes Stück Romantik zu Grab gegangen. Doch rührt deren Reiz nicht zum geringsten von der Länge und der verklärenden Wirkung der Zeit her, die der Postwagenverkehr hinter uns liegt und die uns die vielen damit verbundenen Plackereien und Unannehmlichkeiten vergessen läßt. Denn auch der Postwagenpoesie ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil. Wer heute, an die Bequemlichkeit und Schnelligkeit des Reisens auf der Eisenbahn gewöhnt, noch einmal das Martyrium einer größeren Reise im „raselnden Trott“ des Gilwagens auf sich nehmen müßte, etwa von der kurpfälzischen Residenz zum Bischofsitz am Main, dem würde wohl alle Schwärmerie für die gute alte Zeit mit den gelb angestrichenen Thurn u. Taxisschen Fahrzeugen vergehen. Die vielen Pässe, denen man auf den nicht immer tadellosen Wegen ausgesetzt war und die zahlreichen Haltestellen, an denen der peitschenschwingende und tonangebende Schwager den Spielmannsdurst zu löschen hatte, setzten nach damaliger Anschauung und Erfahrung beim Reisenden in erster Reihe eine gute Leibeskonstitution und ein gehörig Maß christlicher Pammesgeduld voraus.

Noch im 18. Jahrhundert galt eine Reise in dem angeedeuteten Umfang als ein kühnes Unternehmen. Stand man im Begriff, eine solche zu tun, so nähte man zuvor die Goldstücke in Rock und Weste, steckte zwei Feuerrohre zu sich und nahm beim halben Ort auf Leben und Sterben Abschied; mancher machte sogar noch das Testament und nahm das Abendmahl. Nach der Rückkehr interessierte sich Verwandtschaft und Nachbarschaft eifrig für die Ergebnisse und Beobachtungen des Gereisten, mit deren Schilderung man sich gern die Winterabende ausfüllen ließ. Heute fährt man auf vier Tage nach Paris oder auf ebensoviel Wochen nach Chicago, und fast kein Mensch nimmt ein größeres Interesse daran. Auch hier zeigt sich die zunehmende Verflachung unserer schnelllebigen Zeit.

Den Güterverkehr vermittelte der von den genannten beiden Kulturzentren Unterfrankens und der Pfalz je einmal wöchentlich, alle Donnerstage, eintreffende behäbige Frachtwagen, der jeweils vor meinem Elternhaus längeren Aufenthalt nahm. War dem Kaufmann ein Artikel ausgegangen, so mußte man eben bis zur Ankunft des nächsten Frachtwagens warten. Eilgut- und Expressaufsendungen waren noch nicht bekannt. Neugierig spähten wir Kinder in den dämmerigen Niesenleib des Wagens, der, eine zweite Arche, die Schätze und Erzeugnisse aller Gegenden und Zonen in sich barg. Es war gleichfalls ein imponierendes Bild, wenn der mit einer mächtigen Blase überspannte schwere Wagen des blau-bebluhten „Jaggele von Booscht“ (Wobstadt) unter dem Klängen der den vier stämmigen Säulen umgehängten Kummelglocken knarrend und ächzend seinen Einzug hielt.

An diesem Wagen hatte für mich einst die unter ihm an Ketten hängende, gemütlich hin und her schaukelnde Britsche immer einen besondern Reiz. Ich dachte es mir himmlisch schön, in dieser wiegenden Hängematte liegend und träumend während einer längeren Fahrt zu kampieren. Die Erfüllung dieses bescheidenen Wunsches ist mir nicht zuteil geworden, und heute findet sich dazu keine Gelegenheit mehr, wie mir bei meinen jetzigen Körperverhältnissen zugleich auch die Möglichkeit benommen wäre, mich in dem kleinen schwankenden Bett mit der wünschenswerten Bequemlichkeit auszustrecken. Eine andere Marotte war in jenen Jahren der Wunsch, in einer Schäferhütte übernachten zu dürfen, in der ich mir den Aufenthalt, namentlich bei Regenwetter, besonders lauschig und mollig dachte, obgleich mir damals der Lobgesang Mörikes auf dieses bewegliche Nachtquartier noch nicht bekannt war:

Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad,
Steht hoch auf der Heiden, so frühe wie spät;
Und wenn nur ein mancher so'n Nachtquartier hätt!
Ein Schäfer tauscht nicht mit dem König sein Bett.

Die Aufzählung der Beförderungsmittel, die für mich einst eine Bedeutung hatten, würde eine Lücke aufweisen, wollte ich hier nicht auch noch unserer altehrwürdigen Kutsche gedenken. Ungeachtet ihrer vorfinkstulichen Bauart erschien sie mir als ein

* Nach der „Post-Charte über das Großherzogtum Baden“ von 1819 war Adelsheim durch eine „ganze Post“ als Zwischenstation mit Heidelberg und Würzburg und als Endstation mit Rothenburg o. T. (über Altrungen) verbunden, sowie je durch eine „halbe Post“ als Endstation mit Heilbronn, mit Wehringen und mit Münzelsau. Ein „Extrakt aus denen Stundenzetteln Wie die ordinari Post zwischen Würzburg und Heidelberg nach der Neuen Einrichtung hithero geloffen“ vom November 1718 gibt den damaligen Postverkehr folgendermaßen an: 4° Heidelberg 10½, 11° Neckar-els 4½, 2½ Adelsheim 12°, 6° Schweigern 9°, 9° Grünsfeld 6°, 1½ Würzburg 2°.

unübertreffliches Meisterstück der Wagenbaukunst. Einen besondern Charakter verliehen ihr zwei mächtige, weitausladende gebogene Federn, auf die sich am hinteren Ende ihr umfangreicher Lederbedachter Leib wie auf zwei Elbogen aewichtig stützte, eine Konstruktion, die heutzutage nur noch das Sonderrecht fürstlicher Galaequipagen bildet. Wie eine verkörperte Erinnerung an die Haarbeutelzeit und die Tage des Kokoko ragte sie in die Zeit des Deutschen Bundes herein, dessen letzte Tage sie noch erlebte. Wie vielerlei Leute mochte sie schon in ihren geräumigen Schoß aufgenommen haben: Perücken- und Zopfträger, Gamaschenleute, Honoratioren in bestem Dreimaster, Stiefelschuhdamen, Männer in Wertherstiefeln, Kriesehelden des Empire und der Befreiungskriege, bis herüber zur soliden Niedermeiergeneration in braunem Frack, Schnallenschuhen und grauem Filzjupluder. Es war ein anmutendes Bild, wenn die Alte auf der Landstraße gravitätisch heranaewackelt kam wie ein Großmütterchen, das bei der goldenen Hochzeit noch einmal ein Fänzchen magt. Da war alles ursprünglicher Charakter, raffige, wohlthuende Eisenart acan- über den modernen Bernermaßelchen und Breaks, diesen nüchternen Spionen des ehrwürdigen Wagenparks aus den Tagen unserer Großväter und Urgroßväter.

Die Tage jenes behäbigen Verkehrs sind längst verschwunden, er hat dem Dampf und der Elektrizität das Feld räumen müssen. Zwar ist neuerdings die Landstraße wieder zu Ehren gekommen. Aber es vollzieht sich auf ihr jetzt ein überstürztes Rennen und

hasten unter markerschütterndem Getöse, nervenzerreibendem Surren und trommelfeuermäßigem Rattern, unter Staubwolken, Benzingerast und anderen neuzeitlichen Kulturerrungenschaften, das man glauben könnte, es hätten sich alle Teufel der Hölle zusammengesetzt, dem Fußgänger und dem ehrlichen Tiergespann die Straßenbenützung zu verleidet. Droschke und Pferd werden allmählich aussterben und schließlich im Bewußtsein der Menschen nur noch als Merkwürdigkeiten fortleben, von denen man der einst der stammenden Jugend ebenso erzählen wird, wie von den Sauriern einer früheren Erdperiode und von dem feurigen Wagen des Elias. Und seit hat es den Anschein, als solle die Prophezeiung des alten Weisgerbers Kuhn in Erfüllung gehen, der in einer gewissen Vorahnung der kommenden Dinge und des Weltendes schon zu Beginn der 1860er Jahre behauptete, daß, wenn einmal Fuhrwerke ohne Deichsel und ohne Gänl kommen, „der ewigen Gätter Ende ewig da aufdämmern“ werde. Hat es auch mit dem Weltuntergang vorerst noch ante Weile, so ist bei den jesischen Verkehrsverhältnissen trotz aller Schnelligkeit und Bequemlichkeit des Reisens doch Nüchternheit und Bescheidenheit die Signatur unserer Zeit geworden, und nicht ohne Grund hat sie auch dem Wanderdichter Scheffel den Stoßseufzer ausgepreßt:

Nest neht die Welt aus Rand und Band,
Die Besten ziehn davon,
Und mit dem letzten Hausknecht schwand
Der letzte Postillon.

Friedrich Singer / Der Geiger. (Novelle.)

Er war der Jüngste im Orchester der kleinen Kurstadt. Die andern Geiger nannten ihn den Streber; denn er leate einen ungeheuren Fleiß an den Tag, der eigenmächtig über den guten Durchschnitt ihrer Leistungen zu unbekanntem Ziele emporstrebte. In der Stadt war er nur zu sehen auf den regelmäßigen Gängen zur Probe, ins Theater oder nach dem Lustgarten. Wenn die Kollegen noch in Gruppen beisammenstanden und gemütlich plauderten, wackte er schon wieder haltig seine dunkelbraune Geige ein, welche sein ganzes Vermögen darstellte. Diese war ein altes Instrument von wundervoller Klangfarbe und Tonstärke; sie hatte sich vom Ahnen als Heiligtum auf den einzigen Enkel fortvererbt, und er liebte sie mit Leidenschaft, wie ein lebendiges Wesen und beugnete mißtrauisch jedem Reizblicke. Seine Wohnung lag weit draußen im schlechtesten Viertel, doch er hatte sie mit Bedacht so gewählt und freute sich, daß niemand kam, ihn zu stören. Es war ein Dachzimmer mit schrägen Wänden und einem winzigen aufrechten Fensterchen. Deshalb stand das Notenstiel mit den unheimlich engebrachten schwarzen Punkten und Ringeln meistens in dem schmalen, voraebauten Fensterraum und roate streng und gebieterisch in die fahlen Wandflächen hinauf. Die Scheiben waren immer geschlossen, wenn er geigte, nur in den kurzen Pausen nach jeder Uebungsstunde leate er das teure Instrument vorsichtig auf sein Bett und schloß die kleinen Klügel zurück. Dann kam es wohl auch vor, daß er sich hinauslehnte und nach der fetten Dachpflanze sah oder dem sterblichen Monerpfeffer, den er aus der Heimat mitgebracht hatte. Aus den gelben Blütensternen leuchteten die Träume verschollener Kindheit. . . Aber schon wieder schüttelte der Einsame unwillig den Kopf. Die fünf Minuten waren um, er riegelte die Scheiben ab. Ein weicher Bogentrich, und schon versank er in der tönenden Klut, und über seinem Scheitel schlugten die Bogen des geheimnisreichen Elementes zusammen. So lebte er hier oben sonderbar und verlossen, denn obgleich er manchmal bis in die späte Nacht hinein übte, wußte niemand in der Nachbarschaft von seinem Dasein, ja nicht einmal die Bewohner des Hauses vernahmen den Klang aus der hochgeredten Kammer.

Einmal nun, im Mai, kam er vom Theater heim und schlich auf den Felsen die steilen Stufen hinauf. Er beugte sich weit zum Fenster hinauf; Mondschein lagerte grell auf den Dächern, nur die Kamine warfen kurze Schatten auf die schimmernden Felsen. Die Luft war ungewöhnlich schwül und stand regnungslos still. Ein unbekanntes Qualgefühl, ein Verlossenheit und sehnstüchtiges Bitten nach fremden Dingen erfüllte ihn heute, wuchs über ihn hinaus und nahm ihn völlig gefangen. Ihm wurde gar eng und heiß in der knappen Kleidung; er tat den Rock ab und wuschte sich den Schweiß von der Stirne. Doch die erhoffte Abkühlung blieb aus; immer drückender und dichter lastete die Luft. Endlich fiel ihm ein, er müsse Durchzug herstellen, und jetzt erinnerte er sich jenes Fensters, das seiner Kammertür gegenüberlag und den Vorplatz erblickte. Er trat hinaus und riegelte es auf; da fiel sein Blick unwillkürlich auf die erleuchteten Scheiben eines Dachstübchens im Nachbarhaus. Die Gasse dazwischen war nur wenige Meter breit, schier konnte man mit ausgestrecktem Arme hinüberlangen. Was er sah, war ihm unbegreiflich neu, so daß er überzaucht aus der Mondhelle in den Mauerschatten zurückwich. Das Fensterchen drüben saß ein kleines Stück niedriger, drum konnte er in das fremde Kammerchen hineinschauen und sich bequem darin umblicken. Die meisten Gegenstände waren in graubraune Dämmerung gehüllt, an der linken Wand aber hing eine blühende Bläse, der Spieael, vor dem eine weibliche Gestalt sich zu schaffern machte. Dunkelblondes Haar fiel üppig und schwer über nackte Schultern und eine flinke Hand fuhr dazwischen, erarriff einen Teil des goldenen Reichthums und schloß ihn nach vorn. Der geheime Späher fühlte eine angstvolle Beklemmung; er wußte, daß

er unrecht tue an dem Weibe drüben und an sich selber, doch er stand wie angewurzelt und ließ das unerhörte Geschehnis in sein Inneres hineinalleiten — willenslos und wunschlos, wie ein edles, schlinggeschlossenes Glas den Einzug glutvollen Weines hinnimmt. Nun flocht die unbekannt Nachbarin zwei mächtige Böse, die ihr weit über den Rücken hinabhingen. Der junge Mensch zuckte heftig zusammen, denn sie hatte sich dem Fenster zugewandt und zeigte ihr volles, prächtiges Antlitz. Sie reckte die blanken Arme zum Sternhimmel, dann verschwand sie in der Tiefe, während plötzlich die Lampe erlosch. Im Gange stand ein Trunkener und starrte in die finster gährende Fensterlücke.

Er kehrte in das Zimmer zurück; obwohl beide Fenster längst offen waren, kam kein Hauch durch die aufgesperrte Tür hereingezogen, sondern immer unerträglich hallte sich die Luftmasse zusammen. Der ganze Körper fieberte, an Schlaf war nicht zu denken. In dieser Not nahm er seine Zuflucht zur Geige; er schloß die Tür wieder ab und zündete das Lämpchen an. Unbekümmert um die schmerzenden Nerven wählte er nach barischem Umbältern eine schwierige Etüde und begann. — Allein wie war dies möglich? Die wohlvertraute Föneminglerin, die beliebte hölzerne Freundin gab häßlich freischende Laute von sich, und wenn er zornig anhub, Kraft und Schwung in sein Spiel zu legen, wenn der flinke Bogen schon gewaltiger über die Saiten irrang, erlahmte er immer und ließ die Geige nutzlos sinken. Das war ein Ton, den er noch nie vernommen: wie ein heiseres Höhnen schlüpfte es heimtückisch aus den Schalllöchern, bald wieder wie ein böses Wölken und Brüllen, das überaus in kindisches Gneinen. Eine maßlose Erregung bemächtigte sich seiner, dunkel anoll in ihm die Frage auf: Bin ich schuld, oder liegt es an ihr? Doch er bemerzte sich wieder und fing gespannt von neuem an. Einen wilden Kampf gab es da, ein verzweifeltstes Ringen mit dem spröden Stoffe; immer suchte er die träge, schwerer Masse hinanzuzwingen und herrisch zu gestalten; die Geige aber merkte, daß nicht der ganze Mensch dabei war, und zum erstenmal verweigerte sie den Gehorsam. Wie verheert hlieb sie, widerspenstig und stumm zeigte sich das sonst so befehlte Holz, und in seine Ohren bohrten sich nur die pfeifenden Laute von Rokhaar und Schaßdarm. Wenig fehlte, so hätte er sich schluchzend auf's Bett gemorken. Gefnickt sank er auf den Stuhl und klagte mit bitteren Worten die treulose Geige an, obwohl er nur gar zu nagend sein eiaenes Versagen spürte.

Endlich kleidete er sich aus und aing zu Bett; aber kein Schlaf wollte kommen, sondern eine seltsame Angst sah ihm auf der Brust und prekte das Herz schmerzhaft gegen die Rippen. Und nun tauchte deutlich aus der Dunkelheit das fremde Mädchen auf — dicht neben ihm stand sie, er konnte fast mit den Händen hingreifen, denn sie wich nicht von der Stelle. Immer sah sie ihn mit den großen, grauen Augen fragend an. Das alles hatte er ja noch niemals gefühlt, diesen ganzen sinnlosen Ueberfall von Erscheinung und Empfindung. . . Wie still nur und abgeschlossen war sein Leben bisher verlaufen! Immer hatte er sich abgemüht, geschafft und geschunden, Tag und Nacht das eine riesenferne Ziel im Auge behaltend: empor, hinaus! — gleichviel, wohin, nur hinaus über das erbärmliche Mittelmaß der Handwerker! Die Welt mit ihrem plumpen Loden und lärmenden Treiben versank da unten wie ein wüster Traum, denn die Geige gab Leben und Trost und juchzenden Aufschwung! Und immer nur das ewige gebieterische Einerlei, monatelang der nämliche abgearrkte Wechsel von Konzert und Stube, immer die fahlen vier Wände mit ihrem asketischen Grau und der unerbittlichen Forderung zur Arbeit. Kaum blieb Zeit zum Essen und Schlaf, denn in die eine Stellung schien er gegossen, in den festen breiten Stand vor dem Pult, sicher die Geige unterm Kinn, auf und nieder den Bogen wirbelnd, und manchmal spürte er einen seltsamen Taumel, eine

sündhafte Verzückung, wenn es ihn durchjagte wie ein Blitz: „Du wirst ein Kerl!“ . . . Nun aber war es mit einem Schlage anders geworden; eine unheilswangere Nacht hing über seinem Leben und war im Begriffe, von Grund an alles umzustürzen, alle Pläne zu entwerfen und das winkende Ziel zu verschleudern.

Nicht viel anders war es in den nächsten Tagen; wiewohl er sich Mühe gab, über seine Natur Herr zu werden, verkauf er häufig in eine gleichgültige Mattigkeit. Einmal hatte ihn der Dirigent mit deutlichem Stirnrünzeln beobachtet; zwar drückten sich in seiner Miene nur Besorgnis und mahnende Güte aus, denn er war dem feurigen, jungen Musiker wohlgefallen; die andern aber deuteten es als scharfe Zurechtweisung und waren gern bereit zu Randalosien. Einer meinte: Er habe sich überockt! Oder ob schon jemand den Sonderling auf der Straße gesehen habe in der freien Zeit? Was das überhaupt für ein Neuschmen sei, so zu kommen und zu gehen? Kann ja man Guten Tag und froge das Gesicht so ekelhaft hoch, den Schädel so voller Pläne und Verzücktheit, als zähle man schon garnicht mehr zu unsreinem, geschweige denn zu den gewöhnlichen Sterblichen!

Zur selben Stunde war der Streber in seiner Stube angelangt und setzte sich auf den Bettrand. Er sollte noch üben, aber er hätte sich am liebsten hingeworfen, um zu schlafen — grundlos tief und ohne Ende. Eine volle Woche schon dauerte der aufreibende Amsit, der unsichere Angriff gegen ein Verhängnis, das weder Namen noch Gestalt hatte, nur immer gleich aram und ungreifbar die Luft erfüllte, mit ihm lief, ak, trank und schlief und alle andern Dinge dicht verwickelte. Wie einer, der Alles tun will und ertappt zu werden fürchtet, war er schon unzählige Male in den Gängen geirrt und im G. geirrt. Er hatte den genauen Augenblick erkundet, wenn sie hereinströmen drüben, durch die düstere Kammer floh, vor dem Spiegel die breiten Rechte zurechtstrich und die neckisch flatternde Fülle gekrümmelter Wägen bändigte. Jeden zweiten Tag brachte sie einen mächtigen Strauß mit, prachtvolle Blumen aller Arten und Farben, und ein unaläubiges Stammen überließ den Geiger, das dies einfache Mädchen eine so verschwendliche Reueung pflegte. Denn aus einer teuren Gärtnerei mußten sie stammen, das erkannte er deutlich an den edlen, dünnen Stielen der selben Rosen, die mitunter das Fensterbrett zierten, und geschickt konnten sie doch auch nicht sein; wie wäre die Fremde sonst immer allein die Gasse herauf gekommen? Wo aber war sie, was trieb sie, wem gehörte sie zu? Ein lobendes Behagen durchfuhr ihn, wenn er sie leichten Fußes höherstiegen sah, und er mußte sich ansehen, daß in ihr das Weib zum erstenmal ihm gegenübertrat! . . . Er sah noch immer auf der gleichen Stelle, da knallte es plötzlich im Kasten — kurz und heftig. Eine Saite war gerissen, geisterhaft hoch klara es in der leeren Kammer nach. Ihm wurde gar unheimlich zumute; es trieb ihn fort, er stürzte die Treppe hinab. Fünf Minuten aing er in der Gasse auf und ab; doch aus allen Fenstern fühlte er sich neugierig beobachtet, von jedem Vorübergehenden vorwurfsvoll angesehen. Da tauchte dicht vor seinen Augen die Fremde auf! Sie kam aus der Seitengasse und gelangte schon hastig an die Haustüre. Ein brausender Blutwirbel stürzte seine Schreie, er stand sekundenlang im Leeren. Dann verließ er die schmucke Gasse und besand sich unversehens wieder in seiner Kammer. Verdrossen und träge schlug er auf einen Stuhl nieder und bekannte die bare Unmöglichkeit, dem Mädchen sich auf diese Weise zu nähern. Doch stieg ein anderer Plan in ihm auf, der erschien ihm besser und brauchbarer. Herb kam es ihm an, die lang mißhandelte Geige hervorzuholen, hoch er verschluckte den Unwillen, tat die gerissene Saite fort und zog eine neue auf.

In der Dämmerstunde war's, und eine Klut besonnter Abendwölken hina verbliesen über dem friedlich rauschenden Häufermeer; da stellte er sich im Gange an den alten Plak, nahm die Violine an den Hals und entlockte ihr eine warme Melodie voll schmelzender Zartheit. Es währte nicht lange, so tauchte drüber der liebliche Mädchenkopf auf, und träumerisch verschwimmende Augen suchten nach der unbekanntem Tonquelle. Wie ein Blitz durchschloß ihn da die blanke Freude, und er ließ den leichten Bogen laufen und fliegen, tanzen und Irrienen und wühlte sich, neuer Kräfte voll, als Herr und König über dem Spielfeld. Dessen ward er gewiß, je süßer die Saite tanzte; das fremde Wesen hatte eine Seele voll Musik und empfand jeden einzelnen Ton; denn sie senkte das Haupt gedankenschwer und als ob der reisenden Frucht, die bebend der langenden Hände des Plückerers harret. Er selber ging unter in der Ueberfülle von Klara und Naturgewalt, und so wühlte er lange — lange, bis ihm die Ruhe wiederkam und die Klarheit der Sinne. Dann zog es ihn unwiderstehlich aus Fenster, wo er stehen blieb, das Gesicht mit Blut überlaufen. Zum erstenmal schauten der junge Mann und das Mädchen sich voll in die Augen, und es war ein seltener Blick der Erkenntnis, der in schweigender Stille Ewigkeiten durchdauerte. Und siehe, er brachte es über sich und rief einen schüchternen Gruß hinüber, die Nachbarin aber antwortete ihm hell und unerschrocken freundlich, und sie lobte sein Spiel und endete mit kindlich bewundernden Worten. Mächtig stielte des Geigers Linae, unfaßbar erleichtert fühlte sich der einsame Schaffer, der Rauberspruch war getan, der böse Bann hinweggenommen, neuartig und verheißungsvoll lag das Leben vor seinen Füßen, und er schritt hinein in die sonnige Landschaft als aufrechter Wanderer.

Manchen Abend stand er nun im Gange draußen und geiate, dieweil die holde Nachbarin drüben sah und lauschte. Zwar redeten sie niemals viel, doch jedes Wort war wie ein Griff in gleichgestimmte Saiten und erzeugte wohlige Harmonie. Langsam freilich, doch stets tröpfelnd, füllten sich die kostbaren Schalen, in welchen eines dem andern sein ganzes verborgen glühvolles Wesen darbrachte. Mitunter erzählte er auch von seiner Arbeit im Orchester, von all' der geschäftigen Stichelei der neidischen Sämmel, und sinnend verharrete er eine Weile im Dämmertraum, ehe er fortfuhr und von sich selber sprach, sein eigentümliches, maßlos ehrgeiziges Streben andeutend. Er redete von seiner ewigen Freude am Ton, von dem wollüstigen Hinabwühlen in die purpurne Tiefe der Geheimnisse, und wie das alles noch ein Lüggebild sei, ein erbärmlicher Schatten gegenüber der Musik, die er manchmal in heimlicher Dunkelheit spüre. Dann müsse er die Geige welegen, die Augen zuhalten und nur lauschen, wie es ebern und wellenstark dahinrausche in seiner Brust und in urgewaltigen Akkorden emporordonne . . . Nur einmal wollte er solch' eine Weise in Wirklichkeit hören! Da müßte etwas Loder werden in ihm und befreit sich lösen vom schweren Grunde, sein Spiel aber würde umgewandelt sein und neu bewertet, geadelt und gekempelt mit dem goldenen Siegel der Meister.

Wenn er so sprach, war sie noch stiller als sonst; erst nach langer Pause schlug sie den scheuen Blick zu ihm auf und berichtete aus ihrem Leben. Sie hieß Margarete und war Blumenbinderin in einer Gärtnerei. Fröhlich schon waren ihr die Eltern wegestorben, da habe sie bald in die Welt hinaus müssen und ihr Brot selber verdienen, und hätte doch gar zu gerne gelernt und gelehrt! Und statt ihren Hunger nach Schönheit zu stillen, habe ihr das Leben lange nur Noheit gebracht, Verachtung und freche Indridinalität. „Nun aber,“ fuhr sie fort, „seitdem ich diese Stelle habe, ist das Leben endlich lebenswert!“

Nun holte er sie oft am Tore der Gärtnerei ab oder vor dem Blumenladen. Je nachdem ihre Arbeit war, konnte sie nicht immer gleich wegkommen, sondern winkte ihm nur betrübt zu mit einem Büschel weißer Nelken. Allein er ließ sich das Warten nicht verdrießen und beobachtete aus der Ferne, wie sie ungeduldig den Draht abklemmte, die Schere beiseite warf und in dem Korb voll Blumen wühlte, um sich mit ungestümem Eifer über das Kranzbinden herzumachen. Eine Weile stand er noch hinter einer Plafatsäule und las gedankenlos die grellfarbigen Anzeigen. Dabei stieß er zufällig auf die Ankündigung eines umfangreichen Konzertes, in welchem er seinen eigenen Namen fand, und obgleich er fettgedruckt als Solist aufgeführt war, so schloß die paar Buchstaben doch träge und unfroh in seine Augen hinüber. . . Sein Gesicht bekam erst wieder einen lebendigen Glanz, als das Mädchen daherlief und ihn hell anlachte; er nahm ihre Hand, und zusamt schritten sie durch das bunte Gewimmel der Straßen.

In einem Sonntag war es; sie lehnten sich wieder im Fenster gegenüber und plauderten dies und das. Da sagte das Mädchen: „Nun müssen Sie aber endlich einmal zu mir herüberkommen, daß ich Ihnen mein Stübchen zeigen kann.“ Er erwiderte, das gerrate er sich nicht, in das fremde Haus einzudringen. „Es was,“ lachte das Mädchen, „ich hole Sie einfach an der Türe ab!“ Er schämte sich, daß noch soviel schüchtern Steife an seinem Wesen hing, und er raffte sich auf. Was waren sie drüben, er aber stockte von Stammen auf der Schwelle: Wie ein Mädchenstübchen tat es sich vor seinen Blicken auf! Einfach waren alle Dinge, doch in wunderbarer Reinheit abgestimmt und einerschungen in den lieblichen Kreis. Sie führte ihn sogleich auf des kleine graue Sofa und begann zu erzählen, wie sie alle diese Säckelchen erworben und umgewandelt hatte. Lang genna hatte sie sich plagen müssen, bis das Stämmchen genau langte; bei einer alten Witwe in der Nachbarschaft waren die Möbel gestanden, noch stark und schön im Stil, doch übel an Aussehen von der Verbannung im Gerümpelspeicher. Endlich war der letzte rote Pfennig bezahlt, und sie durfte die Stücke heraufschaffen lassen. Aber nun gab es erst Arbeit! Einen bauchigen Topf voll seiner Lackfarbe kaufte sie, und nun wurde geknetet und gesäubert, geglättet und gestrichen, bis eines Abends Tisch und Stühle, Schrank und Kommode in fleckenlosem Weiß erglänzten! . . . Während sie in kindlicher Freude dies alles dahersapperte, ließ der stille Mann seine Blicke rings umherwandern. Er gewahrte, daß alles gut und schön war, wie diese reichbeachteten Frauenhände es umgeschaffen und geordnet hatten. Wie ein Hauch stieg in ihm das Bewußtsein von der Wertigkeit dieses einzigartigen Weibes auf. Und sie tranken den duftigen Tee aus durchsichtigen Tassen und lachten sich an, unbefangen und schuldlos wie Kinder.

Seit diesem Tage kam er öfters hinüber; was wunders also, wenn er sich bald daheim fühlte in Margareten's Stübchen, dem die zierlichen weißen Möbel, die bunten Handarbeiten und die vielen Gefäße voller Rosen und Nelken, Goldblat und Lebkuchen einen so zauberhaften Reiz verließen! Hier war der heimlichste Ort, hier hätte er zu bleiben gewünscht, um weltverborgen zu leben mit dem Mädchen, das in grenzenloser Liebe nun sein war! Immer aber schlug die grämliche Stunde zum Abschied, und er tappte die finstere Treppe empor und hochte bößig in seinem öden Poche, das Hirn wie vernagelt von unbarmherzigen Heimwehgedanken. Mechanisch nahm er die abgeriebene Ledermappe, schob die Noten hinein und trabte dem Kurgarten zu, wo er seine Partie herablagte — wie ein Holzmacher seinen buchernen Ster.

„Es geht mit ihm herab,“ tuschelten sie, sobald er draußen war, „man meint ja, ihm liege nichts mehr dran.“ Und der neben dem Streber sah, bestätigte es, daß er sich an ein Frauenzimmer geknüpft habe. „Ein ganz gewöhnliches Ding ist sie, dumm genug läuft er ja herum, daß ihm das passieren kann; und ich wette, er läßt sich beschwären und nimmt sie!“ Der Besprochene schleppte sich mit müden Schritten nach Hause und dachte über

viele nach, was ihn bisher nicht gekümmert hatte. Je gewaltiger die Leidenschaft wuchs, umso unerbittlicher spürte er sich im Rücken gepackt von einer Hand, die ihn zurückdrückte und schüttelte; wenn er den Kopf wandte, sah er in ein strenges, unergründliches Augenpaar, und er wußte, daß die hohe Göttin ihn für sich verlangte und zurückforderte vom Weibe. Wohl war es ein anderes Leben, seitdem eine liebe Seele in seiner Nähe war und eine muntere Hand ihm manchen Dienst antat, den er früher bitter entbehrt hatte. Oft schon war das Mädchen herübergekommen und hatte seine vernachlässigte Kammer geordnet. Er verharrte zufrieden im hintersten Winkel und dachte dabei: „Sie versteht alles und weiß zu walten in ihrem Reiche als rechte Künstlerin! Sie ist arm und besitzt doch unermeßliche Reichtümer, bescheiden und scheu ist sie und dürfte doch stolz erhobenen Hauptes einhergehen als Königin ihres Geschlechtes!“ Kaum aber war sie fort, so stützte er wieder den Kopf in die Hände und grübelte quälend; „Ich will sie ehelichen und bei mir haben, da ich doch arbeiten soll und ein ganzer Mann werden? Hat nicht der alte Lehrmeister gesagt: Noch fünf Jahre so, und du kannst dich hören lassen! Und drei sind erst um davon, aber der Weg bis zum Ziele scheint mir immer noch trostlos weit! Wo sind sie nur hingekommen, jene Augenblicke maßloser Kräftespannung und jauchzender Begeisterung? Ich kann ja nicht behaupten, daß Margarete mich hindert, aber es ist die Unruhe und Sorge um sie, die Qual der Unschlüssigkeit und schwankenden Aussicht auf die werdenden Dinge.“ So wogte es in ihm hin und her; ein sonderbarer Streit war das, von dem er sich niemals hätte träumen lassen: Kunst und Liebe, die beiden ewigen Mächte, rangen um ihn, er aber blieb untätig, ließ sich ziehen und zerren und kühlte sich elend.

Wieder an einem Sonntage kamen sie vom Walde heim und saßen auf dem grauen Sofa. Bald bemerkte das Mädchen, daß etwas Unheimliches dem Manne den Mund verschloß, ja ihn gar nicht mehr froh werden ließ. Sie forschte leise danach, doch da er schweigsam blieb, immer eindringlicher, bis er endlich begann und ihr alles verriet, was ihm so auf dem Herzen lastete. „Du siehst,“ schloß er, „ich kann nicht an das Heiraten denken — jetzt nicht und noch lange nicht.“ „Warum nicht?“ fragte sie in kindlicher Betrübnis, „reut es dich, daß wir soweit gegangen sind? Willst du mich wieder los haben, bin ich dir doch zu arm und gering?“ „Du weißt genau,“ erwiderte er tiefer, „daß ich mich nicht scheuen würde, für dich das trockene Brot zu erzeigen. Lichtvoll wäre mein Leben mit dir, und doch muß ich es von mir stoßen und einsam bleiben, damit ich über mich hinauswachsen kann ohne Hinderung.“ — „Wenn es das nur ist —: Ich habe oft genug mich bescheiden müssen und bin das Warten gewohnt. Sagen wir, es sind drei Jahre um, wie wäre es alsdann?“ Er verfinsterte die Stirn und brachte es mühsam hervor: „Ich kann nicht sagen, wie es in drei Jahren sein wird, ja — ich weiß nicht, ob es in sechs anders sein wird mit mir.“ Da fing er langsam an zu begreifen und senkte die Augen, und als der Geiger hinsah, tropfte es stark und rasch über ihre Wangen. Alles Trüben half nichts; wie sehr er sich anklagte, daß er zu unvermittelt hervorgebrochen sei mit seiner gramvollen Wahrheit, wie sehr er versuchte, sie an sich zu ziehen: sie wehrte sanft ab. „Immer haben wir uns ausgehakt, wie schön wir es später haben würden, und nun soll mir mein ganzer Traum zerrissen werden?“ — „Grete,“ sagte er bitter, „ich trage so schwer daran wie du, aber ich habe keine Gewalt über mich. Nur immer folgen muß ich meinem hohen, kalten Sterne; wo der voranschwebt, muß ich auf der Stelle nachschreiten, sonst bleibe ich ein Stümper übelster Sorte. Eine Gänsehaut rieselt mir über den Rücken, wenn ich meine Kollegen der Reihe nach durchgehe. Wohl sind viele darunter, die es nicht weiterbringen konnten als bis zum Handwerker, weil ihnen das Zeug dazu fehlte; andere jedoch sind dabei, denen hat nichts weiter gemangelt als der kühne Schwung und die nötige Strenge, um auch hohe Reiten durchzupressen und sich emporzuarbeiten bis zur letztmöglichen Höhe. Ganz wo anders könnten sie heute stehen und sind jetzt nur erbärmliche, verhochte und schwabhafte Kerle!“ „Aber du kannst ja arbeiten, soviel du willst,“ unterbrach ihn das Mädchen, „ich bin lautlos um dich und störe dich nie. Wenn du spielst, so bin ich deine Gefangene aus freiem Willen. O und wir leben ja so einfach und still, und doch entbehren wir nicht die Schönheit, denn immer werden Licht und Liebe in unsern Stuben sein und frohe Farben von Blumen!“ — Sie hatte sich wieder in gläubige Erwartung hineingeredet, deutlich gewahrte er die gespannte Erwartung, die über ihrem holdseligen Frauenweien zitterte. Grausam kam es ihm an, dessen letzten bunten Traumfalter herabzuschlagen und zu zerrupfen; doch er tat es, weil ihm plötzlich klar vorgezeichnet sein Weg erschien und strenger die hehre Göttin ihn anblickte. Er hub so an: „Alles, was du sagst, ist schön, aber meinst du wirklich, das könnte so hingehen, dieses geräuschlose Nebeneinander? Gram käme in deine Züge und ewige Unruhe über mich, und ich ließe die Geige und träte hinaus in die Küche. Dem prasselnden Herdfeuer würden wir lauschen und, uns umschlungen haltend, in den Gluthaufen starren, und eine schönere Melodie als der braune Holzkasten fänge uns beiden das sirende Wasser im Kessel. Ich sollte dich darben lassen, immerfort dich toben sehen und puzen, waschen und flicken als getreue Hausmagd, und hätte selbst in der zuständigen Freizeit kaum eine Minute übrig für dich? Denn so wie bisher, ehe du kamst, sollte es weitergehen noch viele Jahre in wilder Hast, wenn

ich es zu etwas bringen will. Und da hatte ich kaum Zeit zum Essen und Schlafen, geschweige denn zum Sinnen und Träumen. Ich weiß, ein maßloser Streber bin ich; aber so liegt es mir im Blute, und es ist ein heiliger Drang. . . .“

Ermüdet lehnte er zurück; endlich fuhr er in unsicherem Tone fort: „Und wie soll ich dir nur klarmachen, was mich am meisten schreckt? . . . Ich fühle mich elend bei dem Gedanken, daß ich, der unfertigste Mensch, einer, der mit sich selber so geplagt ist und an hundert Ketten der Unzulänglichkeit hängt, neue Seelen in ein Dasein schleudern soll, das ich selber nur mit furchtbaren Kämpfen bewältige? Wie kann ich Vater sein, da ich selbst noch bin wie ein Kind?“

Nun war das Wort geschluckt, an dem er am bittersten gewürgt hatte, und weiter gab es nichts mehr zu sagen. Stumm saßen sie im Dunkeln und hielten sich die Hände, und jedes hörte den wogenden Atem des andern. Spät erst erhob sich der Geiger und küßte das Mädchen auf die Stirne, und in dieser scheuen Berührung lag Verzicht und Schmerz eines ehrlichen Kämpfers. Dann schlich er zur Tür und stieg die knarrende Treppe hinab. Wohin jetzt? Was droben tun in der leeren Stube? Er wandte sich der Seitengasse zu, schlüpfte durch viele schmutzigen Winkel und gelangte zuletzt auf die freie Ebene hinaus. Manchmal waren sie des Abends Arm in Arm die breite Straße gewandelt, jetzt aber schritt er scharf zu und schlug die Sohlen gellend auf den gewalzten Boden. Klar war der Himmel, und Sterne in vermehrter Zahl glitzerten an der blauen Schale. Die Straßenbäume fuhren vorüber als schwarze Wächter und Warner. Zuerst waren es schiefstämmige Apfelbäume, später wurden es hochragende Ulmen von gewaltigem Alter. Die vollen Kronen schoben sich dicht ineinander und bildeten einen einzigen Laubengang. Unheimlich aber stand ein Säusen in der Luft, ein Wiegen und Wiegen in schwer verständlichen Tönen, und er stellte sich mitten auf die feste Straße und lauschte gespannt. Da kam ein Sturmwind geflogen und bog die mächtigen Bäume wie Weizenhalme, indes die leichtbeweglichen Blätter zusammenschlugen und einen raschelnenden Laut erzeugten, ein feines Klingeln und Klirren wie Glas. Alles ringsum war Hast und tollende Raserei. Seitab trat er nun und stellte sich in das staubgraue Gras. Da vernahm er einen andern Ton, der zwischen den Kronen stand und dunkel sich abhob vom kindlichen Gesang des Laubes; das waren die kupfernen Drähte der elektrischen Leitung, die so im Sturmstoße bebten und schwangen! Und er griff in durstiger Ahnung nach dem nächsten Mast, schlang die Arme eng um das runde geglättete Holz und preßte das rechte Ohr hart an die rauschende Leier. Ein dumpfes Brausen scholl ihm entgegen, ein Surren und Summen, Knurren und Brummen, ein donnererchmeres Rollen und Dröhnen, durchzogen und überjauchzt von dünnen, gellenden Metallstimmen, eine Melodie von unvergleichlicher Kraft und Kühnheit, zuweilen zusammengerast in einen einzigen brillenden Akkord voll ungeheurer Wucht und Furchtbarkeit. Das waren keine Drähte mehr, kein Holz und irdischer Wind; wie Offenbarung der Welt rann es in den starren Lauscher hinüber, der überwältigt den Schaft umklammerte und sich durchwühlen ließ bis in die finsternen Tiefen der Seele. Schrilte Mischöne waren dazwischen, die kläglich wimmernd im großen Chore schwammen, bis eine riesige Sturmwelle kam, sie packte und niederzwang, daß sie verloren gingen im Klang, im uralten Wohlklang. Die Sterne tanzten und zuckten vor seinen Augen in Grün und Rot, Gelb und Violett, alle Dinge freisten und töteten, bebten und schwellen empor im rauschhaften Drange nach Erfüllung und Ründung der Art. Wie angenagelt hing er am Stamme und kam erst los, als plötzlich kalte volle Tropfen auf seine Haut klatschten. Denn unvermuthet und überschnell war ein Gewitter heraufgezogen, überschüttete ihn mit starken Regengüssen und scheuchte ihn weg vom Orte der stolzen Vollendung. Schwarz wie Pech war der Himmel, bald wieder schrecklich erhellte von giftgelben, heißenden Blitzen, Schlag auf Schlag krachte der Donner und schlenzte die Wolken in Fäden, der Geiger aber ballte die Fäuste mit den langen Greifefingern und schritt den heimischen Mauern zu.

Am dritten Tage darauf stand er als Einzelner aufrecht im Saale und spielte. Die Köpfe der Zuhörer verschwammen in vielfarbigen Flecken, er sah über die stumme Masse hinweg und erblickte die Almenallee und vernahm von ferne die gewaltigen Urköne — und so versank er mit Leib und Seele im eigenen Spiel. Niemals hatte er den Bogen so geführt, so völlig frei und ungehemmt von allem Stoffe, so streng und überklar im Gehirne. Als er abbrach, nahm ihn ein Meer von tosendem Beifall auf schaukelnden Wellen davon, und er schloß die Lider und ließ sich wiegen. Dann trat im Nebenraume der Kapellmeister zu ihm und stellte den Komponisten vor, der dem Konzert angewohnt hatte; er dankte ihm für die schwungvolle Eingabe an sein Werk und machte dem traumhaft Hindämmern ein Angebot: er wisse einen bedeutenden Platz für ihn, und wenn der junge Mann einschläge, ihn selber solle es am meisten freuen! Der Geiger nickte gedankenlos und kam erst zur Besinnung, als der Dirigent ihm seine Glückwünsche darbrachte.

Als er am nächsten Morgen in den Gang trat und hinübersah, war die Stube leer; vor dem Tore unten stand ein Wägelchen, beladen mit Margaretens Habseligkeiten.

Dann trat er in seine kahle Stube zurück und begann zu üben.